

Foto: Ludwig Koeferer



Sauerstoff für die Rheinoper

Christof Nel inszeniert Debussy im frisch sanierten Düsseldorfer Opernhaus

Es lag an der Luft. Weil die neue Klimaanlage im Zuschauerraum nicht fertig wurde, konnte die Düsseldorfer Oper nicht wie vorgesehen im April wieder eröffnet werden. Während Stadt und Unternehmen noch prozessieren, wird in der Rheinoper nun wieder gesungen. Und auch wenn man – wie der Rezensent – ganz hinten im ersten Rang sitzt, wo sich sonst die Hitze staut, ist die Zeit der Sauerstoffarmut vorbei. „Wir haben eine wunderbare Quellbelüftung am Boden, die ganz zart heraus strömt“, schwärmt der geschäftsführende Direktor Jochen Grote. Und hofft, dass bequemere Sitze und verbesserte Akustik die 1500 Abonnenten zurück locken, die das Haus in den vergangenen zwei Jahren verloren hat. In der Ausweichspielstätte, der *Rhein-OperMobil* (ROM) gab es zwar einige interessante Aufführungen, aber größere Opern waren hier nicht möglich. Denn wenn das Orchester ein bisschen Gas gab, deckte es gleich die Sänger zu.

Das war in der ersten Premiere im sanierten Düsseldorfer Opernhaus anders. Jedes Pianissimo des Ensembles kam glasklar, was nicht nur an ein paar neuen Reflexionsflächen im Orchestergraben liegt. Andreas Stoehr – bisher als Experte für Barockoperen bekannt – unterfütterte die schattenreichen Pianis-

simi von Claude Debussys „Pelléas et Mélisande“ mit klaren Erzählhaltungen und großer Innenspannung. Debussy hat bei ihm überhaupt kein impressionistisches Säuseln mehr, sondern eine durchaus dramatische Klarheit. Die Düsseldorfer Symphoniker schillern in den verschiedenen Spielarten des Piano, was den Sängern subtile Rollengestaltungen ermöglicht. Tomasz Konieczny deutet kurz heldisches Baritonformat an und entwickelt als von seiner Eifersucht zerrissener Golaud viele Zwischentöne eines Menschen, der mit seinen Gefühlen nicht klar kommt. Wie bei Franz Molnárs „Liliom“ entsteht auch in Golaud Gewalt nicht aus Boshaftigkeit, sondern weil er nicht weiß, wie er seine Sehnsucht nach Nähe ausdrücken soll. Großartig gelingen die Szenen mit seinem Sohn Yniold (herausragend Léa Pasquel vom *Jungen Ensemble* der Rheinoper), der Angst bekommt, weil er die unterdrückte Verzweiflung des Vaters spürt.

Musik und Inszenierung fließen über weite Strecken präzise ineinander. Die Rätselhaftigkeit des Menschen ist das Thema von Debussys Oper, das Scheitern aller rationalen Erklärungsversuche, warum es zu Tragödien kommt. Christof Nel lässt alle Beteiligten fast die gesamte Aufführung hindurch auf der Bühne. Sie schauen einander zu,

bleiben präsent, und niemand weiß, was der andere gerade denkt oder plant. Es gibt keine Fluchtmöglichkeiten in diesem Schloss, keine Intimsphäre. Bühnenbildner Jens Kilian schafft eine alptraumartige Atmosphäre. Das Wohnzimmer mit Konzertflügel, Sessel und Lampe steht unter Wasser, hinter schwarzen Holzvertäfelungen scheinen Geheimnisse zu lauern. Und im Obergeschoss siecht König Arkel vor sich hin. Nach seiner Genesung hängen dort ausblutende Schafe an den Wänden. Die Stimmung erinnert an Kurzgeschichten von Edgar Allan Poe. Bevor die Musik einsetzt, liegt Golaud schlafend auf der Bühne, und Mélisande (Catrin Wyn-Davies mit zartem Unschuldssopran) schneidet ihre Haare ab, als wollte sie sich davor schützen, das Objekt erotischer Begierde zu sein. Die ganze Geschichte könnte auch eine sadomasochistische Fantasievorstellung sein, aber dann bleibt die Frage, wer hier eigentlich wen träumt. Durch diese Vielschichtigkeit bekommt Christof Nels Inszenierung eine vibrierende Spannung und Unberechenbarkeit.

Die renovierte Rheinoper brauchte dringend einen Premierenerfolg, um sich zurückzumelden. Mit „Pelléas et Mélisande“ ist er gelungen. Frische Luft durchweht das Haus.

STEFAN KEIM

11 Zurück im eigenen Haus: Zuschauer und Orchester in der Düsseldorfer Rheinoper.